



ALINA  
LINDERMUTH

ROMAN

# STÄMMEN NETZ

KREMYR & SCHERIAU

kremayr  
scheriau

*Für Simon,  
meinen Hochgebirgssee*

Alina Linderemuth

# **STAMMZELLEN**

Roman

Kremayr & Scheriau

© Kremayr & Scheriau 2025

Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 11. März 2025!

# 1 | Du

Zuerst war ich Gas, Staub, Hitze und Stein,  
meine Vielfalt war chemisch und lange Zeit klein,  
Jahrmillionen nur Stick-, Wasser- und Kohlenstoff,  
meine Meere unendlich, das Land kahl und schroff.  
Mit dem Licht kam das Grün, zuerst nur als Zellen,  
schwamm im Ozean auf, brandete an den hellen  
Stränden, wo es wurzelte, wuchs und gedieh,  
mir langsam einen ersten Hauch Leben verlieh  
und ich nicht mehr nur aus Elementen bestand,  
doch fein verzweigt über Wasser, Luft und an Land  
die Gesamtheit allen Seins umschloss  
anorganisch atomklein bis riesengroß,  
vom Salzkristall bis zum Kalkalpenbogen,  
organisch ganz gleich, vom Mikroorganismus im Boden,  
über Gräser, Farne, Sträucher und Dschungelwälder,  
über Kolibris, Raubkatzen und Mammutkälber,  
über Schimpansen, Eisvögel bis hin zum Känguru,  
ein Zeitalter verging noch, und dann kamst du.

© Kremayr & Scheriau 2025

Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 11. März 2025!

# Mai

Kribbeln ihre Zehen wie die Nasenspitze kurz vor dem Niesen, fragt sich Ronja, wie es wohl ist, Wurzeln zu haben. Sofort werden ihre Finger klamm und Hitze durchpulst ihre Ohren, die Angst ist wieder da. Sie atmet ein paar Mal tief durch und schaut aus dem Fenster, versucht sich abzulenken, doch es gelingt ihr nicht. Dabei funktioniert Ablenkung von hier aus eigentlich sehr gut, denn betrachtet man die Welt aus einem fahrenden Zug, dann reichen die Farben des Augenblicks meistens dafür aus, um akute Grübeleien zu verscheuchen. Sie konzentriert sich auf die Landschaft, Bäume, Felder, Berge, einen Hof. Es dauert, aber langsam beruhigt sie sich.

Für gewöhnlich arbeitet Ronja auf Zugfahrten, vor allem auf längeren so wie heute, von der Hauptstadt zurück nach Farnburg. Drei Stunden achtundvierzig sind es laut Fahrplan und es ist davon auszugehen, dass dieses Versprechen auf die Minute eingehalten werden wird. Doch heute arbeitet Ronja nicht. Sie sitzt allein an einem Vierertisch in Fahrtrichtung und schaut in den Spätnachmittag hinaus. So sitzt sie am liebsten. Denn sitzt sie gegen die Fahrtrichtung, dann beginnt ihr die Aussicht schon nach wenigen Metern zu entgleiten. Ähnlich, als würde man über vergangene Jahre nachdenken; zuerst kommt die Überraschung, dass schon wieder Tage und Monate verlebt sind, dann die Enttäuschung, dass sie unwiederbringlich vorbei sind. Manchmal folgt dann das Gefühl, um die Zeit betrogen worden zu sein, weil sie zu schnell vorbei war.

In Fahrtrichtung hingegen hat alles seine Ordnung, die Welt draußen wird über die Netzhaut logisch aufeinanderfolgend Bild für Bild in das Hirn hineingefaltet, eine ewige Ziehharmonika aus Landschaft, die sich langsam, aber verlässlich schließt.

Den Laptop hat Ronja gar nicht erst ausgepackt, auf dem grau metallenen Tisch liegt nur die Wochenzeitung, ein Roman in blauem Einband und eine Packung Taschentücher. Gestapelt, in eben dieser Reihenfolge und mit der rechten Kante am Fenster ausgerichtet. Zwei Stunden sind vergangen, seit sie diese Pyramide so arrangiert hat. Ein seltener Moment ist das, denn sie hält das Nichtstun, den Stillstand nicht gut aus, hätte eigentlich spätestens an der Stadtgrenze die Wochenzeitung aufgeschlagen und wäre mittlerweile beim Roman angelangt. Eine seltsame Schwere liegt ihr auf der Brust, die Wälder am Rand des Gleiskörpers scheinen abweisender zu sein als bei der Hinfahrt vor zwei Tagen, das Farbspektrum kühler. Sie sortiert ihre Gedanken, versucht einzelne zu Ende zu denken, doch sie entgleiten ihr immerzu, mischen zwischen die Bäume und Felder eine Bildkollage der letzten Tage.

Der bundesweite Dendrosen-Kongress lief überraschend konstruktiv ab. Für knapp zweihundert Personen hatte das Ministerium für Gesundheit und Soziales das Programm sowie Räumlichkeiten und Unterkünfte organisiert. Der Kongress war eine Zusammenkunft von Vertreter:innen der regionalen Teams, die sich in ihrer Heimat ehrenamtlich um Menschen mit Dendrose kümmerten.

Vormittags gab es Vorträge im Plenum zur aktuellen Entwicklung der Fälle im Land, nachmittags Workshops in Kleingruppen zu spezifischen Fachthemen. Ronja nahm teil an *Gezielte Kommunikation mit Angehörigen* und *Zwischen Metamorphose und Biosynthese – neue Ergebnisse zum Verlauf*. An beiden Abenden fand ein gemeinsames Essen statt, um die Teilnehmenden auch auf persönlicher Ebene zu vernetzen und den Austausch über die Bundesländergrenzen hinweg zu verbessern.

Vor allem, weil er eine willkommene Abwechslung zu ihrem Alltag in der Klinik versprach, war Ronja als Ver-

treterin des Farnburger Dendro-Teams zu dem Kongress gefahren.

Im Stadtkrankenhaus von Farnburg ist immer ein bisschen zu viel los, ein Einmachglas, das sich auch unter dem Druck des Oberkörpers, der sich darauf stemmt, nicht schließen lässt. Ein paar Menschen zu krank, eine Pflegekraft zu wenig, ein Dienstrad nicht voll. Ronja wusste um die Probleme im System, schon als sie ihr Studium begonnen hatte. Bereits damals wurde im Gesundheitswesen ein Notstand nach dem anderen ausgerufen, regelmäßig der Kollaps prognostiziert. Auf den Titelseiten der Tageszeitungen schauten ernste Oberärzte aus den Fenstern ihrer Abteilungen auf regnerische Städte hinaus und erzählten im Interview, dass dieselbe trübe Stimmung auch in den Spitälern nicht mehr wegzubekommen sei. Nicht selten wurden trotz der groß angelegten Kampagnen zur Bewerbung des Pflegeberufs Menschen porträtiert, die diesem früher nachgegangen waren, mittlerweile aber ein erfüllteres und vor allem stressfreieres Arbeitsleben im Projektmanagement, der Floristik oder gar in der IT führten.

Einen Kollaps hatte es schlussendlich nicht gegeben, obwohl beim ersten Auftreten einer Dendrose in der Hauptstadt und kurz darauf auch in Farnburg vor acht Jahren alles darauf hingedeutet hatte. Binnen kürzester Zeit belegten Betroffene monatelang die Stationen, Menschen in Panik, die sich einbildeten, sie seien ebenso erkrankt, verstopften die Notaufnahmen und so mancher tatsächliche Notfall wurde bei der Triage so weit nach hinten gedrängt, dass es am Ende zu spät für ihn war. Doch schon bald zeichnete sich ab, dass die Fälle im Krankenhaus weder behandelt werden konnten noch dass sie dort besser aufgehoben waren als zu Hause. Die anfangs überhörten botanischen Institutionen wurden in



der öffentlichen Debatte präsenter und bald schon stand man, wie künftig so oft, vor mehr Fragen als Antworten. Wie zum Beispiel: Wer war denn jetzt eigentlich zuständig für die Dendrosen? Die Medizin? Oder die Botanik?

Ronja, die zu dieser Zeit als junge Turnusärztin bereits mit den herkömmlichen Aufgaben der Allgemeinmedizin überfordert war, kam die Debatte sehr gelegen. Noch mehr Chaos und noch seltenere Rücksprachen im Team hätten sie am Ende vielleicht ebenfalls von ihrem langjährigen Berufswunsch abgebracht. Doch es wurde leichter. Die Betreuung der Dendrosen wurde zunächst auf eine einzelne Abteilung je Krankenhaus beschränkt, mit sinkender Nachfrage dann nur noch ambulant durchgeführt und schließlich vollständig in den privaten Bereich verlegt. Heute waren die häufigsten Krankheitsbilder, die Ronja diagnostizierte, die gleichen wie vor dem ersten Fall: Magendarmvirus, Angina, Lungenentzündung, Blinddarm.

Der erste Fall. Sie konnte sich gut daran erinnern, wie sie, noch vor den meisten anderen, von Ajani Majok gelesen hatte. Im Newsletter des medizinischen Fachjournals, das sie abonniert hatte, waren die höchst außergewöhnlichen Symptome des Südsudanese aus Yirol beschrieben worden, abgeschwächt durch den Vermerk, dass der Fall vorerst nicht unabhängig bestätigt werden konnte.

Es sollte ein paar Monate dauern, bis sie erneut davon hörte, doch diesmal überrollte der Fall sie und den Rest der Welt mit solch einem medialen Echo, das sonst höchstens die US-Präsidentenwahl oder andere Naturkatastrophen mit sich brachten.

Mehrere internationale Teams hatten Majok in der Zwischenzeit untersucht, mittlerweile war er in Südsudans Hauptstadt Juba und dann in Kapstadt behandelt worden. Nach einigem Tauziehen internationaler Organi-

sationen wurde er an die Charité in Berlin verlegt. Die behandelnde und nun vielfach zitierte Oberärztin, die einen ganzen Stab von interdisziplinären Fachleuten anführte, sprach in einer Aussendung von einer völlig neuen und womöglich einzigartigen Erkrankung mit dem vorläufigen Namen *Dendrose*. Abgeleitet wurde der Begriff notdürftig aus der Kombination der altgriechischen Begriffe *Dendron* und *Metamorphoses*, also Baum und Umwandlung. Ihre ersten Erkenntnisse beherrschten tagelang die Schlagzeilen: »Es sieht so aus, als würden sich Majoks Muskeln in zelluloseähnliche Fasern umwandeln.«

Wäre er der einzige Fall geblieben, hätte er vermutlich kaum jemanden weiter interessiert. Doch nur Wochen, nachdem Majok erstmals in dem kleinen Krankenhaus einer Hilfsorganisation wegen seiner Beschwerden aufgenommen worden war, klagten Menschen in nahegelegenen Siedlungen, dann in anderen ostafrikanischen Ländern, schließlich auch in Mittelamerika und Südasien über dieselben Symptome: kribbelnde Zehenspitzen, steife Sprunggelenke, trockene, sich verfärbende Haut an den Füßen. Eine erste Welle der Panik brandete über den gesamten Globus hinweg, dicht gefolgt von der tatsächlichen weltweiten Ausbreitung der Dendrosen.

Heute, acht Jahre später, ist die Welt eine andere: Nichts – keine Katastrophe, keine Pandemie und kein bewaffneter Konflikt – hat das Weltgeschehen der letzten Jahrzehnte derartig beben lassen wie die Dendrosen. Dennoch hat diese neue Welt sehr schnell ihre eigene Normalität entwickelt, das Phänomen integriert wie ein Naturgesetz: Ab fünfzig kann es jeden Menschen treffen, egal wo und wie er lebt. Die Menschheit hat sich angepasst, Methoden entwickelt, damit umzugehen, wenn auch nicht immer reibungslos, aber doch so gut, dass sich Ronja manchmal fragte, wie das überhaupt möglich war. Auch bei ihr selbst.

Einen Rückblick auf Majok hielt auch der Kongress am Vortag bereit: Ein junger Historiker mit, wie er sich selbst vorstellte, großer Begeisterung für kreative Datenvisualisierung hatte einen kurzen Slot während der Plenarvorträge ergattert, um seine Dissertation *Die erste Dekade des Anthrodendrenzeitalters* vorzustellen. Auf einer beeindruckend detaillierten, digitalen Zeittafel hatte er archiviert, was seit dem ersten Fall geschehen war, weltweit, mit zusätzlichem Fokus auf das Inland. Die Zeittafel war auf den ersten Blick eine Gerade mit senkrecht gesetzten Trennstrichen, die die wichtigsten Ereignisse markierten: Majok, Ausbreitung in der Sahel-Zone, Ausbreitung in den gesamten Tropen, erste vollständige Dendrose, erster Fall in Europa, 100 000 dokumentierte Fälle, das Kalkutta-Phänomen, eine Million dokumentierte Fälle, der Beginn des US-Süd-Konflikts und so weiter. Zoomte er in ein Ereignis hinein, wurde eine weitere Detail-Zeitleiste sichtbar, zudem Bildmaterial, Presseauschnitte und Kurven, die quantitative Entwicklungen abbildeten. Zoomte er erneut, kamen Quellen und Erläuterungen zum Vorschein. »Alles Open Source«, schloss er, »für mehr Transparenz.« Ronja hatte sich schnell den Link zur Plattform gespeichert, bevor ein drängender Nachredner den Historiker mit diskreter Handbewegung der Bühne verwies.

Im Zugabteil ist es ruhig, Ronja versucht zu schlafen, wenigstens zu dösen, möchte sich ihren Gedanken entziehen. Doch als sie die Augen schließt, kommen nur noch mehr Bilder auf – der Kongress, Majok, die Arbeit –, wie in einer digitalen Fotogalerie scrollt ein gnadenloser Daumen durch ihr Gehirn. Sie schlägt die Augen sofort wieder auf.

Hunderte von Bäumen faltet die Zugfensterziehharmonika in Ronja hinein. Viele stehen so nah an den Gleisen, dass sie nicht einzeln erkennbar sind, sondern durch

die Fahrtgeschwindigkeit zu einem endlosen grünbraunen Band verwoben werden. Weiter oben bedecken sie die Rücken der Hügel und, je steiler es wird, die Hänge der Berge. Sie sehen aus, als würden sie die steinernen Gipfel einkleiden, dunkelgrüne Rollkragenpullover unter weißen Krägen aus Schnee.

Ronja zieht ihr Telefon aus der Tasche und entsperrt den Bildschirm mit einem Lächeln. Zwei Nachrichten von Nina, die wissen will, wie die Konferenz gelaufen ist. Ein Mail als erstes Follow-up von den Organisatoren. Mehrere blinkende Kugeln, die auf Neuigkeiten im sozialen Netzwerk hinweisen. Sie schiebt alles mit einem Wischen fort. Die kleine Flucht in die digitale Zerstreuung trägt unterm Strich nicht viel Positives zu ihrer Stimmung bei.

Ins Telefon versunken bemerkt sie zuerst gar nicht, dass der Zug einen Bremsvorgang eingeleitet hat. Doch dann schnappt sie reflexartig nach dem Stapel auf dem Tisch, den sie gerade noch festhalten kann, am Ende war es eine Vollbremsung. Flüche und Getuschel werden laut, einige Reisende sind wohl nicht schnell genug gewesen und vom Inhalt halb voller Becher auf dem Hemd geweckt geworden. In der regnerischen Dämmerung draußen ist nichts Außergewöhnliches zu erkennen: Mischwald mit mehr Nadelbäumen, wie er häufig in dieser Gegend vorkommt, hauptsächlich Fichten, dazwischen einige wenige Rotbuchen.

Sie sind Farnburg schon sehr nahe, vielleicht noch zwanzig Fahrminuten entfernt. Im Waggon wird es wieder ruhiger, dann ertönt eine Durchsage: »Liebe Fahrgäste, dies ist ein außerplanmäßiger Halt, bitte halten Sie die Außentüren geschlossen, unsere Fahrt wird in Kürze fortgesetzt.« Zustimmendes Brummen wabert über die Sitzreihen hinweg. Immerhin, denkt sich Ronja und verschränkt die Arme vor der Brust. Eine längere Verspätung hätte sie heute nicht mehr vertragen.

In einem Zug zu sitzen, der jeden Moment wieder losfahren sollte, es aber nicht tut, ist eine Qual. Man steht auf den Fersen, will loslaufen, darf aber nicht abrollen. Um dieses Gefühl zu betäuben greift sie nun doch nach der Zeitung und faltet sie auf, sodass die Titelseite vor ihr liegt, überfliegt die Schlagzeilen und faltet gleich noch ein zweites Mal, sodass das Papier nicht nur den gesamten Tisch einnimmt, sondern auf beiden Seiten darüber hinausragt. Das Rascheln beruhigt sie schnell, wie immer. Jahrelang hat sie darüber nachgedacht, wo dieses kleine Glück seinen Ursprung hatte. Ob es an der porösen Haptik des Papiers lag. Oder daran, dass es an Geschenkpapier erinnerte. Bis sie eines Tages verstand, erst im letzten Sommer. Sie war bei den Großeltern zu Besuch und ihre Großmutter Karolina zog sich nach dem Mittagessen, wie seit Jahrzehnten üblich, auf die Terrasse zurück, die Tageszeitung unter dem Arm. Das Zeitungsrascheln war das Hintergrundgeräusch leichter Kindheitsnachmittage.

Auf jener Terrasse, die hinter dem schmalen Reihenhaus der Großeltern auf einen üppig bepflanzten Gartenstreifen führt, hat Ronja viel Zeit verbracht. Schon früh interessierte sie sich für alles Grüne, fand in der Gesellschaft von Pflanzen eine Geborgenheit, mit der es kein Mensch aufnehmen konnte. Stundenlang gab sie sich dort ihren ersten Versuchen im Gärtnern hin. Serafin, ihr Großvater, ein bis heute leidenschaftlicher Gärtner, hatte ihr Interesse früh erkannt. Am vorderen Eck der Terrasse, überschattet von einem alten Kirschbaum, hatte er mehrere alte Obststeigen zusammengetragen, gestapelt und mit einem breiten Brett verbunden. So war nicht nur eine wunderbare Werkbank auf Kinderhöhe entstanden, sondern auch Stauraum für die unterschiedlichsten floristischen Ambitionen. Hier topfte Ronja an manchen Nachmittagen dasselbe Büschel Unkraut mehrfach in verschiedene Gefäße

um, einfach nur des Umtopfens wegen, mit einer Hingabe, wie andere Kinder ihre Puppen oder Stofftiere kleideten. Hier zog sie, zwar meist erfolglos, aber nichtsdestotrotz mit größtem Eifer, Sprösslinge aus dem Grünschnitt des Gartens: Hortensien, Kriech-Rosen und Efeu, Hartriegel, Johannesbeere und Ginster.

Serafin war bis heute ein Mann mit klaren Vorstellungen davon, wie die Dinge zu sein hatten. Allem voran geordnet und sauber, eine Einstellung, die auch vor dem Gärtnern nicht Halt machte. Die drei Bäume des Gartens, die Kirsche, der Feld- und der Spitzahorn, wurden zur rechten Zeit geschnitten, die Bepflanzung der Rabatten, die entlang der nachbarlichen Thujenhecken angelegt waren, wurden mehrmals im Jahr erneuert. Im Frühling sprossen dort weiße Tulpen und Hyazinthen, im Sommer folgten Dahlien und Gerbera. Dazu kamen mehrere Hortensien- und Rosensträucher sowie Grüppchen von japanischem Blut- und Federgras, die je nach Jahreszeit gebunden oder geschnitten wurden. Die wenigen Quadratmeter Rasen, die dazwischen übrig waren, mähte Serafin mit einem alten Handrasenmäher. Oft griff er am Ende eines Tages im Garten noch zur Küchenschere und schnitt die Grashalme an den Rändern der Blumenbeete so zurecht, dass sich der aufgeräumte Charakter bis unter das überhängende Grün der Zierpflanzen zog.

Während er vor den Sträuchern kniete, verbrachte Karolina die Nachmittage lesend auf dem Terrassenstuhl. Ob sie wirklich las oder döste, war schwer zu sagen, die schwarzen Gläser der Sonnenbrille ließen nie etwas erkennen. Diese Tage waren für Ronja bis heute ein gut zugedicktes botanisches Terrarium, ein intaktes, eigenes Ökosystem aus Geborgenheit und Schaffungsmöglichkeiten, das sie unbewusst mit dem Begriff Kindheit gleichsetzte.

Die Schwere wird endlich leichter, als sie nach wenigen Seiten auf eine Reportage stößt, die Fernradfahrende auf Touren um die ganze Welt begleitet. Sie betrachtet die Bilder und liest den schweißdurchtränkten Erfahrungsbericht einer Journalistin, die zwei Reisende auf einer Etappe entlang der alten Seidenstraße durch Usbekistan begleitet hat. Ronja testet die Namen der Städte mit Lippenbewegungen aus, Taschkent, Samarkand, Buchara, wie schön, denkt sie sich.

Als sie den Blick hebt, um in die Ferne zu schauen, merkt sie, dass der Zug weiterfährt. Doch nur für eine Sekunde, dann erkennt sie, dass auf dem Nebengleis ein Güterzug in entgegengesetzter Richtung unterwegs ist, und sie ärgert sich. Im Hintergrund steht derselbe Berg Rücken wie vorhin still, nur der Himmel darüber ist jetzt fast dunkel. Die andere Lokomotive zieht nach zahllosen Containern noch eine Handvoll Waggons hinter sich her, die dicht beladen sind mit dicken, aufeinandergestapelten Baumstämmen. Seltsam, denkt sie, wie grotesk die Fracht heutzutage wirkt, wie Rümpfe ohne Gliedmaßen, früher hätte sie nicht einmal aufgeschaut.

Ein Blick auf die Uhr bestätigt, dass sie längst in Farnburg hätten ankommen sollen. Da kommt die schlechte Laune zurück. Sie schlägt die Zeitung zusammen, zu schnell, es entsteht der ungünstige Knick des achtlosen Faltens, der mittelfristig das ganze Blatt ruinieren wird. Sie stemmt sich aus dem Sitz hoch und schaut über die Reihen. Wo der Schaffner ist, fragt sie sich und weiß, dass sie ihren Groll vor ihm kaum wird verbergen können. Doch niemand mit rotem Lanyard um den Hals ist in Sicht, nur ein paar Haarschöpfe. Sie fühlt sich selbst wie ein gefaltetes Stück Papier, streckt sich und marschiert dann in Fahrtrichtung los. Als sie bereits den übernächsten Waggon durchquert, aber noch immer keinen Schaffner entdeckt hat, ertönt eine weitere Durchsage: »Liebe

Fahrgäste, unsere Weiterfahrt ist leider nach wie vor behindert, Grund dafür ist ein Hindernis im Schienenbereich. *Ein Husten*. Aus aktueller Sicht wird sich unsere Ankunft in Farnburg um etwa neunzig Minuten verspäten. Wir bitten um Entschuldigung.«

Ronja macht auf dem Absatz kehrt, dreht sich so energisch um, dass sie beinahe einen schlafenden Mann anrempelt. Neunzig Minuten! Warum sagt er nicht gleich eineinhalb Stunden. Das wird sie ihm als Erstes sagen, wenn sie ihn erwischt.

Zurück auf ihrem Platz zieht sie wieder das Telefon hervor, öffnet direkt ihr soziales Netzwerk und gibt den Code, der sie davon abhalten soll, zweimal falsch ein. Beim dritten und letztmöglichen Versuch klappt es und sofort schieben sich kurze Videos zwischen sie und ihre Wut: ein Welpen, der aus einem Strohhalm trinkt, Werbung für Algenchips, die aktuelle Innenpolitik in einer Minute, zwei junge Otter, die rücklings Arm in Arm in einem Fluss treiben, Werbung für eine neue Dendrosen-Applikation, die Ajani-App.

»Entschuldigung!«, ruft sie. Fast hätte er es geschafft, an ihr vorüberzueilen.

Sie rappelt sich aus ihrem Sitz und knallt das Telefon auf den Tisch, wo zum Glück noch die Zeitung liegt und den Aufprall abfedert.

»Ja, bitte?«, fragt der Schaffner, ein älterer Herr mit schlohweißem Haar, den Halteriemen für das Tablet um die auffallend schlanke Taille geknöpft.

»Wann geht's denn jetzt weiter?«

»In etwa fünfzig Minuten. Wir arbeiten unter Hochdruck daran, die Fahrt wieder aufzunehmen.«

»Ich verpasse einen Termin!« Ronja bemüht sich um einen ruhigeren Ton, es gelingt ihr nicht.

»Das tut uns sehr leid, bitte wenden Sie sich mit Ihrer Buchungsnummer an den Kundenservice.«



»Einen Anschluss, meine ich. Meinen Anschluss!«

»Wo soll's denn hingehen? Ich suche Ihnen die nächsten Verbindungen heraus.« Er lächelt noch immer, doch seine Augenbrauen deuten darauf hin, dass er langsam ungeduldig wird.

»Nicht nötig, ich schau selbst nach«, sagt sie patzig, sie muss den Blick abwenden, weil sie sich plötzlich dafür schämt.

»Machen wir gerne, es ist uns ein Anliegen –«

»Kleinfeld«, lügt sie.

»Nach Kleinfeld?« Seine Augenbrauen entspannen sich wieder. »Da kann ich sie beruhigen. Dieser Anschluss ist nicht gefährdet. Die Regionalbahn fährt jede halbe Stunde von Farnburg, unabhängig vom restlichen Fahrplan. Sogar am selben Bahnsteig, an dem wir ankommen werden, nur gegenüber.«

»Ok.« Ronja sinkt tiefer in ihren Sitz hinein und tut so, als wäre ihr diese Information neu. Der Schaffner nickt und geht endlich weiter.

»Wohin musst du denn wirklich?« Sie fährt zusammen. Die Frage dringt dicht an ihrem Ohr aus dem Schlitz zwischen den beiden Sitzen hervor. Sie dreht sich um, späht mit einem Auge. Ein Mann mit dunklen Haaren sitzt hinter ihr, er muss etwa in ihrem Alter sein.

»Ich parke in Farnburg und fahre weiter nach Schönau.« Seine Stimme ist jetzt dünner, der Satz klingt eher wie eine Frage.

»Nein, nein. Ich muss, ehrlich gesagt, nur in die Stadt.« Sie schaut jetzt mit dem anderen Auge. »Aber danke.«

»Ach so. Ja dann.«

Als Antwort versucht sie ein Lächeln, denn, sollte es eine Frage gewesen sein, war es ja wohl gleichzeitig auch ein Angebot. Mehr noch aber, weil ihr der Fragensteller, mit beiden Augen einzeln betrachtet, überraschend gut

gefällt. Dann erst wird ihr bewusst, dass er ihren Mund gar nicht sehen kann. Sie streckt sich und wirft das Lächeln über beide Sitze nach hinten. Sofort sinkt sie zurück auf ihren Platz. Die schlechte Laune ist fort.

Der schöne Fragensteller hat sie beim Lügen ertappt, und zwar ohne sie überhaupt gesehen zu haben. Das heißt, das Erste – und vermutlich Einzige –, was er je über sie wissen wird, ist, dass sie eine Lügnerin ist. Noch dazu eine Lügnerin, die ohne große Notwendigkeit lügt, kein Notlügnerin, keine, die nur durch eine Unwahrheit etwas Lobenswertes hätte retten können, etwas Edles vielleicht. Nein, einfach eine profane Lügnerin. Was, auch wenn sie streng mit sich wäre, auf ihr gesamtes Dasein gerechnet aber eine absolute Ausnahme ist. Die vergangenen Sekunden beginnen in Dauerschleife vor ihr abzulaufen wie ein Kurzfilm, der damit endet, dass sie über den Sitzen auf- und wieder abtaucht wie das Krokodil mit breitem Grinsenmaul im Kaspertheater.

Mit einem Ruck setzt sich der Zug unangekündigt wieder in Bewegung. Fast zeitgleich ist ein Aufprall zu hören, Metall auf Hartplastikboden, danach ein Kullern und ein leiser Fluch. Im nächsten Moment stößt eine Edelstahlflasche gegen Ronjas Fuß, reflexartig stellt sie den zweiten drauf und hebt sie auf.

»Ist das –«

»Meine, ja, danke«, kommt es wieder von hinten.

Sie kniet sich auf den Sitz und reicht die Flasche nach hinten. Innerhalb weniger Minuten schaut sie zum zweiten Mal in sein Gesicht. Der Abstand der Zugreihen ist für zwei Fremde eigentlich zu eng, fast schon intim.

»Sonst lüge ich eigentlich nie«, sagt Ronja, weil ihr nichts anderes einfällt und er ihren Blick so direkt erwidert, als wäre das Gespräch noch nicht beendet.

»Ich weiß.« Ein verschmitztes Lächeln, bei dem die Augen fast nicht mehr zu sehen sind.

»Aha?«

»Weil's schlecht war. Hat auch der Schaffner gemerkt.«

Das ist einfach nicht ihr Tag. »Ja dann«, sagt sie und etwas in ihr entlädt sich plötzlich in einem Lachen.

»Aber keine Sorge, hab mir noch kein moralisches Urteil gebildet.«

»Großzügig«, sagt sie, jetzt doppelt beschämt. Ist es schlimmer, eine Lügnerin zu sein oder nicht einmal ordentlich lügen zu können? »Dann dreh ich mich jetzt wieder um.«

»Ich bin übrigens Elio«, sagt er und streckt ihr die Hand entgegen.

»Ronja.«

»Schön, dich kennenzulernen, Ronja. War mit Abstand das Beste an der Verspätung.«

»Ja.« Sie muss schlagartig wieder an das Kaspertheater denken und lässt sich schnell zurück auf ihren Platz fallen. Elio, denkt sie, was das wohl für ein Name ist.

Erst jetzt beeilt sich der Schaffner, die wieder aufgenommene Fahrt durchzusagen. Sie hat richtig gelegen, es war nicht mehr weit bis Farnburg. Bis zur Einfahrt in den Bahnhof sind es nur noch ein paar Minuten, ein Grüppchen Seniorinnen, heimgekehrt von einem Kulturausflug in die Hauptstadt, steht schon im Gang bereit zum Ausstieg und drapiert Schals über Steppjacken in erdigen Tönen. »So schön, so interessant, na, und alles blüht dort schon, einmalig.«

Ob sie im Alter auch so ängstlich sein wird, dass sie schon weit vor der Stadtgrenze aufsteht. Sie lehnt sich zurück und wartet. Was sie noch mehr stört als das muntere Gerede, ist, dass die Damen genau vor ihrem Platz Halt gemacht haben und sie selbst am Aufstehen hindern.

Umständlich zieht sie ihre Jacke zwischen Sitzlehne und Fenster hervor. »Schöner Name« könnte sie beim Aussteigen sagen. Ja, schöner Name.

Als der Zug endlich zum Stillstand kommt, machen sich die Damen nun wider Erwarten in aller Gemütlichkeit auf den Weg zur Tür, sie meint, ein »Ciao« zu hören, doch bis sie sich erheben kann, ist der Platz hinter ihr leer.

Im Bus vom Bahnhof zu ihrer Straße stehend wippt sie ungeduldig mit den Beinen auf und ab. Sie greift nach dem Schlüsselbund und lässt ihn in ihre Jackentasche gleiten. Neugierig wäre sie gewesen, auf Elio. Das muss sie sich eingestehen. Selten ist sie neugierig auf jemanden, im besten Fall interessiert. Und jetzt ist sie einmal neugierig und wird es wohl bleiben. Eine kleine Chance, etwas über ihn zu erfahren, gibt es zwar noch, sie hat auf der Flasche das Firmenlogo eines Sportgetränkeherstellers aus der Region erkannt. Und Elio ist ein seltener Vorname. Vielleicht arbeitet er dort?

Sie steigt aus, steuert die wenigen Meter unter den Lichtkegeln der Straßenlaternen auf ihr Wohnhaus zu. Im zweiten Stock angelt sie nach dem Schlüssel, froh, endlich angekommen zu sein. Als sie ihn aus der Jacke zieht und ins Schloss steckt, segeln zwei zusammengefaltete Rechnungen auf den Fußabtreter. Sie steigt darüber hinweg und betritt die Wohnung, lässt ihre Tasche endlich von der Schulter gleiten und atmet so tief aus, als hätte sie zwei Tage lang die Luft angehalten. Bevor sie die Tür zudrückt, geht sie doch noch hinaus, verteufelt dabei das Belegesammeln für die Spesenabrechnung und überlegt schon, sie einfach liegen zu lassen. Aber das wäre schon die zweite schlechte Tat an einem Tag, darum hebt sie sie auf und schließt die Welt endlich aus. Auf dem Weg zu ihrem Schreibtisch wirft sie einen Blick darauf. Doch nur eine der Rechnungen ist ein Beleg. Die andere ist ein stärkeres, liniertes Stück

Papier, irgendwo herausgerissen, von Hand beschrieben, wie im Film, wie im Fernsehen, vielleicht ein Scherz, aber jedenfalls unmöglich. *Elio*, steht dort, dann eine Telefonnummer, dann *nicht gelogen*. Ronja lacht auf und schaut sich um, als würde sie beobachtet. Denn: Würde das so in einem Buch stehen, es läse sich wie ausgedacht.

Während der Reis gart, hackt sie Knoblauch und Pakchoi, beides brät sie in Sesamöl. Wirklich hungrig ist sie nicht, doch das Werken der Hände lenkt sie ab von den vergangenen Kopftagen. Beim Wenden des Gemüses überlegt sie Formulierungen für eine Textnachricht, die sie gleich nach dem Abendessen verfassen möchte. Noch vor wenigen Jahren hätte sie eher überlegt, wie viele Tage sie verstreichen lassen sollte, bevor sie eine Nachricht sendet. Doch diese Zeiten waren lange vorbei.

Sie sucht nach Wortspielen rund um die Lüge. Dreht die gängigen Begrüßungsformeln hin und her. Sie entwirft eine Reihe von Kurznachrichten und denkt immer noch darüber nach, als der Reis und das Gemüse aufgegessen und auf dem Teller nur noch Schlieren von Öl und Sojasoße übrig sind. Dann gibt sie sich einen Ruck.

*Schöner Name.*

*Danke. Auch schön, dass du antwortest.* Das kam schnell.

*Beides gern.*

*Textnachrichten sind ehrlich gesagt nicht so meins.*

Ihres auch nicht, denkt sie, doch sie wartet, die drei Punkte hüpfen noch auf und ab.

*Hast du Lust, am Sonntag mit auf eine Wanderung zu kommen? Wetter wird gut.*

Sie stutzt, das kommt jetzt doch etwas direkt. Aber ja, will sie. Schon tippen ihre Finger, ohne dass sie viel nachdenken kann. *Klingt, als hättest du schon eine Route im Kopf.*

*Wollte auf die Steinbergspitze.*

*Von Schönau, oder?*

*Genau. Würde vorschlagen vom Bodenbauer aus, kennst du den Steig?*

Jetzt überschlagen sie die Textnachrichten und passen nicht mehr chronologisch zusammen.

*Ok.*

*Ich glaube schon.*

*Ok.*

*Ja, machen wir so, schreibt sie schließlich. Ist er ein Unbekannter aus dem Zug oder ein lange bekannter Arbeitskollege, mit dem sie manchmal Bergtouren unternimmt? Gerade ist das schwer zu unterscheiden.*

*Ich kann dich gerne in Farnburg abholen, wenn du möchtest. Öffentlich ist es mühsam.*

*Danke, ich komm mit dem Rad. Das wäre ihr jetzt doch zu viel.*

*Um elf?*

*Gut.*

*Bis dann.* Elio schickt ein lächelndes Gesicht hinterher, fast wie im Zug. Ronja steht auf, wischt einen Soßentropfen mit dem Finger weg, leckt ihn ab, räumt Teller, Gabel und Glas in den Geschirrspüler. So einfach war das noch nie, findet sie. Sollte sie das skeptisch machen? Ein kurzer Schauer überkommt sie, die gängigen Warnungen drängen sich auf: fremd, erstes Treffen, Wald. Doch sie wirft die Klappe des Geschirrspülers mit Schwung zu und sperrt diese Gedanken in die feuchte Kammer mit ein. Im Bad denkt sie nur noch an ihre Neugierde und der Dampf in der Dusche wird zur Verheißung, dass sie gestillt werden wird.

Dieses Buch ist fiktiv, alle Namen und Orte sind ausgedacht,  
Ähnlichkeiten rein zufällig.

Für die Arbeit an diesem Buch wurde die Autorin unterstützt durch:

Arbeitsstipendium des BMKÖS  
Projektstipendium der Stadt Wien 2024  
Kulturstipendium des Landes Kärnten 2024  
Arbeitsaufenthalt in Berlin der Literar Mechana

LAND  KÄRNTEN  
Kultur

Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien  
Rotenturmstraße 27/5, 1010 Wien  
office@kremayr-scheriau.at  
www.kremayr-scheriau.at

ISBN: 978-3-218-01446-5  
Copyright © 2025 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien  
Alle Rechte vorbehalten

Cover und Umschlaggestaltung: Silvia Wahrstätter, buchgestaltung.at  
Foto Farn: Jasmina007 / istockphoto.com  
Typografische Gestaltung und Satz: Ekke Wolf, typic.at  
Lektorat: Senta Wagner  
Herstellung: vielseitig.co.at  
Druck und Bindung: FINIDR s.r.o., Tschechische Republik

**© Kremayr & Scheriau 2025**  
**Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 11. März 2025!**